

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Allerley zu Spaß und Ernst

[urn:nbn:de:bsz:31-338561](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-338561)

Allerley zu Spas und Ernst.

Das Jahr 1831, lieber, freundlicher Leser, geht hinüber zu den andern, die gewesen sind, unter gewitterschweren Wolken, welche am Himmel hangen, und der Hausfreund bletet, obwohl in bester Meinung und freundlichem Sinne, doch mit ernstler Miene die seinen herzlichsten Glückwunsch zum neuen Jahre. Obgleich unser Vaterland bis jetzt kein Unfall getroffen, sondern Liebe und Freude und Segen bis dato über uns und unter uns regieret hat, besonders seitdem der glückliche Stern Leopolds des wahrhaft Geliebten über Badens schönen Fluren strahlt, kann der Hausfreund dennoch nicht ohne Bedenken in die Zukunft blicken; und wenn er auch kein Unglück ahnet, das von uns selber ausgeht, so sieht doch der Himmel am fernsten Rande unserer Gränzen drohend aus; es blitzt und donnert in Osten und Westen, in Süden und Norden; alle Völker sind in ängstlicher Erwartung der Dinge, die da kommen sollen. In einigen Ländergebieten Europa's waltet Empörung, Krieg und Pestilenz mit allen ihren Gräueln; ein Verderben bringender Hauch zieht, gleich einem Niesenvogel mit ausge-spannten Flügeln von Sonnenaufgang gegen Niedergang, die Seuche, Cholera genannt, und droht endlich auch uns zu überziehen. Der Kampf der Meinungen unier Fürsten und Völkern ist furchtbar ausgebrochen und Blut, schuldiges und unschuldiges, tränkt reichlich die Erde Europa's. So steht wirklich, geneigter Leser, jezt wo ich dieses schreibe; wir wollen hoffen, daß, wenn du es gedruckt liest, die drohenden Gewitterwolken verschwunden sind, daß die blutgedüngten Schlachtfelder sich wieder umgewandelt haben in fruchtbejüete Gefilde, daß die Sonne friedlich und heiter über uns scheint und die Angst der Kreaturen, der Leidenden wie der Fürchtenden, sich gekehret habe in Ruhe und Freude. — Wir stellen, wie jedes feste, treue Menschenherz, dieses Alles demjenigen anheim, der Wolken, Fluth und Winden bestimmte Ziel und Bahn! Es wird nicht fehlen, wenn der Glaube nicht fehlt und der Gehorsam gegen die Anstalten und Verordnungen, welche unsre Obrigkeit zu unserm gemeinschaftlichen Heil und Schutz rufft und treffen wird. Deutschland und besonders Baden war von jeher das Land der Ordnung, des Wohlstands und Glückes, und so viele Feinde uns heimgesucht haben, so lange sie bey uns zehrten, ohne zu zahlen, so standen wir doch mit Gottes Hülfe immer fest und stehen noch und werden stehen, was auch die Vorsehung über uns verhängt hat. — Gott kennt eines Jeden Kräfte und weiß, was uns gut ist, auch wenn er hie und da heimsucht; und — er versucht ja nicht über Vermögen. Dem Eisen gleich, das im Feuer zu Stahl erhärtet, werden auch wir es durch Schicksalsflammen, also veredelt. Indessen dürfen wir, geliebte Landsleute und Vaterlandsfreunde, im Vergleich mit vielen andern Völkern und Nationen, nicht klagen. Keine Gewalt, keine Tyranney drückt uns; noch standen unsre Feinde von Segen erfüllt und gewährten uns hinreichende Nahrung, und wo es fehlt, da hilft, wie immer, die Liebe dem Andern hindurch, indem sie ihre Gaben bletet: denn Vollkommenes findet sich auf Erden nirgends. Wer da meint, daß er recht übel daran sey, der sehe nur seinen noch unglücklicheren Nachbar an, sowohl einzelne Menschen, als ganze Völker; ein jeder wird Tröstung finden in seiner Lage, und am Ende, trotz aller eigenen Noth, noch ein Schärfein übrig haben für den ärmern, unglücklicheren Bruder. — Diesen christlichen Grundsatz, der allein auf die Liebe sich stüzet, hat Deutschland, insbesondere Baden, bewährt in dem unseligen Kampfe zwischen den Polen und Russen. Jeder, auch der Ärmste, hat noch Mittel gefunden, diesen Verwundeten, Kranken und Hülfbedürftigen eine kleinere oder größere Liebesgabe zu spenden, ohne Unterschied, Polen oder Russen, denn unsere Gaben waren den Hülfelosen bestimmt, welche durch den Drang der Verhältnisse nicht gebrüg unterstützt werden konnten.

Mit Stolz darf auf der andern Seite dieses Jahr der Badner seinen Namen lesen in den Zeitbüchern. Ein edler Fürst hat die Edeln seines Volkes verfassungsmäßig und wahrhaftig

karufen um seinen Thron, Landstände genannt, um mit ihnen in Liebe und Würde und Eintracht zu berathen, was dem Volke Noth thut, und allen Mängeln abzuhelfen. Sie haben gesprochen vor den Augen und Ohren des Vaterlandes, Deutschlands, Europa's, ja der ganzen Welt, wie man fast kein Beispiel hat an Freisinnigkeit, Muth, Aufrichtigkeit und treuem Sinne; und keine Regierung hat jemals treuer und redlicher sich bemüht, die Sachen zu untersuchen und den Uebeln abzuhelfen. Das dürfen wir Badner mit Stolz sagen und niemand wird uns widersprechen; denn wo Liebe und Wahrheit gesäet wird, da muß die Saat auch aufgehen; der Himmel war günstig. — Es wird noch manche Saat und manche Aernde geben. — Das kann niemals fehlen, wo ein treuer, liebender Regent den Zügel der Herrschaft führt und die Abgeordneten eines treuen und liebenden Volkes ihre billigen und gerechten Wünsche in Wahrheit geziemend darlegen. — Man kann nicht läugnen, daß Badens Volk bey solchen Ausichten und Ansichten Hoffnung hegen darf auf die vollkommenste Erdenglückseligkeit, so weit es in menschlicher Gewalt steht und das Schicksal zuläßt. —

So viel vom Vaterlande! Nun auch einige kurze Blicke in die übrige Welt!

Frankreich.

Seit dem Juli 1830 ist in Europa Großes geschehen, und die Erde kann, wie der Dichter sagt, noch manchen Tanz um ihre Sonne thun, bis sie ein Jahr wie dieses erlebt. — Als wir in Mitte Juli 1830 den letzten Buchstaben am vormjährigen Kaiser schrieb, saß König Karl der Zehnte noch ruhig auf dem Throne von Frankreich. Kurz vorher hatte er durch seine Armeen einen Tyrannen der Menschheit, den Bey von Algier, Hussein, der jetzt in Paris lebt, verjagt und Besitz von diesem alten Naubnest in Afrika genommen; die Franzosen besitzen es jetzt noch. Aber weil er sich selbst alsbald gegen sein Volk als Tyrann bewies, weil er seine heiligen Versprechungen nicht hielt und seine schlechten Minister schalten und walten ließ, wie sie wollten, so empörte sich das mißhandelte französische Volk wider ihn. Dogleich Tausende von Soldaten auf des Königs Befehl Feuer geben mußten auf die furchtbar angehäuften Volksmassen in den Straßen von Paris, so ließ sich doch das wackere Volk nicht schrecken, sondern kämpfte muthig drey Tage lang, vom 27. — 29. Juli 1830 gegen die Knechte der Gewalt, bis endlich der Sieg und die Freiheit errungen war; aber auch Tausende von Opfern sind gefallen. Karl X. dankte ab und entfloh mit seiner Familie nach England. Auch seine verrätherischen Minister, an ihrer Spitze Polignac, ergriffen die Flucht, wurden aber fast alle eingefangen und ihnen der Prozeß gemacht; sie büßen ihr frebles Beginnen mit ewigem Gefängniß. Die wackern Franzosen wählten nun den braven Herzog von Orleans, Ludwig Philipp zu ihrem Könige und haben ihre Wahl noch nicht bereut. Er ist ein Sohn des in den neunziger Jahren hingerichteten Herzogs von Orleans, der in jener ersten Revolution eine so bedeutende Rolle spielte. Ludwig Philipp, ein wahrer Bürgerkönig, der seinen Thron auf Volksliebe und Gerechtigkeit stützt, ist selbst in die Schule des Unglücks gegangen, hat sich aber überall als edel und seinem Vaterlande treu bewähret; die französische Krone sitzt auf keinem unwürdigen Haupte. — So haben die Franzosen in wenig Tagen ein Heldenwerk vollendet, woran andere Nationen Jahrzehnte, ja Jahrhunderte oft vergeblich arbeiteten; sie haben ihre Menschenrechte, ihre geistige und leibliche Freiheit vor der Gewaltthätigkeit und dem Jesuitenwesen gerettet. Die ganze waffenfähige Nation steht als Nationalgarde unter den Waffen, und ist bereit, jedem Feinde zu begegnen. In wie fern die Franzosen Recht daran thäten, kürzlich fünfzigtausend Mann in Belgien einrücken zu lassen zum Schutz gegen die Holländer, wollen wir jetzt nicht untersuchen.

Belgien

nämlich heißt das Land zwischen Frankreich, Holland und Deutschland, und wird von einer gemischten Nation bewohnt, Brabantier, Flamänder, Luxemburger u. s. w. Sie reden verschiedene Sprachen, unter andern flämisch, und haben niemals vereint unter einem Regenten

eine Nation ausgemacht. Die Hauptsprache ist die französische. Unter Napoleon machte Belgien einen Theil des französischen Kaiserreichs aus. Nach seinem Sturze wurde das Land durch Beschluß des Wiener Congresses mit Holland vereinigt, und der Prinz von Oranien, Wilhelm, beherrschte seitdem beyde Länder als König der vereinigten Niederlande. Obwohl nun diese Belgier gegen die Regierung ihres guten Königs nichts Erhebliches einwenden konnten, obgleich er sogar diesem neu zugefallenen Landesheil viel Gutes zufließen ließ, so wollten die Belgier doch nicht länger holländisch seyn. Sie hatten das große Beispiel der Pariser vor Augen; Jesuiten- und Pfaffen-Umrirthe thaten auch ihr Theil, besonders wegen der Religion; weil Holland evangelisch und Belgien katholisch ist —; auch Franzosen stupften — kurz die Nation erklärte sich frey und unabhängig von Holland. Dabey hat es auch Blut gekostet, besonders in der großen Festung Antwerpen, wo der tapfere General Chassé noch jetzt die Citadelle im Namen des Königs von Holland behauptet. — Die Franzosen nun haben diesen Belgiern ein bedeutendes Truppenkorps zu Hülfe geschickt; aber wahrscheinlich werden sich die Händel zwischen Belgien und Holland noch ziemlich unblutig ausgleichen. Denn bey dem ersten Angriffe sind die Belgier unter General Daine überall von den Holländern aus dem Felde geschlagen worden. Dagegen ist der Admiral Codrington, der Held von Navarin, mit einer englischen Flotte in der Schelde vor Antwerpen angekommen und man weiß nicht genau noch, was er für Ordre im Saak hat, wenn die Andern nicht Frieden geben wollen. Diese Angelegenheiten werden also wohl im Frieden ausgeglichen werden, besonders seitdem die belgische Nation durch englischen Einfluß den vortanten Prinz Leopold von Sachsen-Coburg zu ihrem König erwählt hat. Es wird wieder eine Weile gut thun.

Aber mit schmerzlichem, fast thränenvollem Blicke sieht das Auge des Mitleids hin nach dem unglücklichen

P o l e n.

Dies war schon seit vielen Jahren ein mißhandeltes Land. Welt es zwischen drey Hauptmächten, Rußland, Preußen und Oestreich liegt und die Polen selbst unter sich oft un-eins wären, glauben jene Mächte das Recht zu haben oder wenn sie es nicht glaubten, so nahmen sie sich es von selbst, das Polnische Land, obgleich eine ganze Nation von 16 — 20 Millionen Menschen es bewohnte und eigene Könige darüber herrschten, unter sich zu theilen; der König wurde pensionirt. Das war ein gewaltsames Verfahren und die Machthaber nannten es Rebellion, wenn das unglückliche Volk, um seine Selbstständigkeit als Nation zurück-zuerlangen, dieses mit den Waffen in der Hand versuchte. Der letzte Versuch geschah unter dem Helden Kosciusko, aber die Anstrengung war vergebens; sie wurden zerrissen und verschiedenen Herren zugetheilt. Unter Napoleon, als er mit Rußland in Streit kam, welches einen Hauptheil von Polen besaß, schien ihr Freiheitsstern wieder aufzugehen, denn er versprach, sie wieder in ein Volk zu vereinigen. Aber, da wo Napoleon selbst das Ziel seiner Herrschaft, in Moskau's Flammen und in Rußlands Eisfeldern fand, giengen den Tausenden von Polen, die sich seinen siegreichen Fahnen angeschlossen hatten, mit ihm ihre Hoffnung zu Grabe. Noch bey Leipzig fochten sie für ihn, wo Poniatowsky in der Elster zu Grunde gieng. —

Im Frieden fiel der Hauptheil Polens unter Rußlands Zepher, aber obgleich der Kaiser Alexander seinen Antheil von Polen unter dem Namen eines Königreichs constituirte und sonst den Polen manches Gute zufließen ließ und treffliche Anstalten im Lande traf, so konnte doch das Volk den Verlust seiner Freiheit und Nationalität nicht verschmerzen. Auch mochte der nun an der Cholera verstorbene Bruder des Kaisers, Constantin Cesarewitsch, den er ihnen als Vicekönig gab, das Volk nicht am zweckmäßigsten behandelt haben. Kurz, nach der neuesten Pariser Revolution erwachte der alte Freiheitsstern in diesem Volke und sie beschloßen einmüthig, frey von den Russen zu werden oder zu sterben und als Nation unterzugehen. Das war ein großes, heldenmüthiges Unternehmen. Aber der Russische Coloss in seinem An-

drauge gegen das zehnmal schwächere Polen kämpfte nicht nur mit überlegenen Waffen, sondern er brachte auch einen furchtbaren Ullirten, die Cholera-Krankheit, mit, die wie ein Würgengel vor ihnen herging, in die Polnischen Reiben und Orte eindrang und Tod und Noth überall verbreitete. Obgleich schwächer an Anzahl, aber von Begeisterung befeelt, fechten die Polen seit einem Jahre den Kampf der Verzweiflung mit Glück und übermenschlicher Tapferkeit. Ihre Thaten werden aufgezeichnet werden im Buche der Geschichte und die Namen der Helden werden dort mit Herrmann und Winkelried glänzen. Der Lärkensteiger Diebitzsch-Sabalansky selbst vermochte mit seiner Uebermacht nichts gegen sie. Als aber auch ihn am 10ten Juni die Cholera hkraste und Pakewitsch Erivanly an seine Stelle trat, Helmt die Sache eine andere Wendung zu nehmen; die Anstrengungen der Russen wurden verdoppelt, und das vergossene Heldenblut scheint umsonst vergossen und Polen seinem letzten Schicksal nahe, trotz der Wünsche Europa's, die für dies unglückliche Volk zum Himmel flogen. — Die Sachen stehen mißlich für sie. Gott verleihe dem Gerechten den Sieg!

Ueber's Jahr die Fortsetzung, wenn wir noch leben, und auch etwas von Portugal, wo Don Miguel wüthet und der resignirte Kaiser von Brasilien, Don Pedro, seinen neuen Thron suchen wird.

Seltener Hahnenmuth.

(Mit einer Abbildung.)

Der englische Admiral Berkeley hatte sich, als er noch Kapitän des Linienschiffes Marlborough von 74 Kanonen war, einen schönen Hahn gekauft, den er für seine Hühner im Schiffe halten wollte. Denn auf den großen Seeschiffen werden Thiere aller Art, wie bey uns auf dem Lande in den Stallungen, gehalten, damit man immer frisches Fleisch und Eier habe mitten auf dem Meer. Am 1. Juni 1793 lieferten die Engländer den Franzosen eine große Seeschlacht, und das obige Schiff Marlborough war dem stärksten Feuer der Franzosen ausgesetzt und mußte am meisten leiden. Furchtbar schlugen die Kugeln ein und das schöne Schiff wurde ganz verstimmt, daß es einem Wracke glich. Schon war die Mannschaft fast muthlos, der Sieg schien für die Franzosen entschieden, besonders als gar der große Mast zertrümmert über Bord stürzte: da flog jener stolze Hahn, der sich aus seinem Stalle befreit hatte, auf den nicht 12 Fuß hohen Stumpf dieses Mastes und sieng mitten im hitzigsten Gefechte an mit den Flügeln zu schlagen und mit frohlockender Kühnheit zu krähen. Durch das Beispiel des unerschrockenen Thieres, das ihnen mit lauter Stimme, gleich einem Trompeter, die Schlachtlust wieder erweckte, bekamen die wackeren Seesleute neuen Muth. Sie strengten ihre Kräfte aufs frische

an und fochten, bis der Sieg sie mit Lorbeerkrönte.

Man kann denken, daß der edelmüthige Hahn von Jedermann in Ehren gehalten und auf das sorgfältigste gepflegt wurde, denn er hatte durch seine Unererschrockenheit und sein Frohlocken das Schiff gerettet. Als dies wieder in England ankam, wurde der Hahn dem Lord Lenox geschenkt; dieser ließ ihn mit einem silbernen Halsband schmücken, worauf seine Heldenthat zu lesen war.

Strenge Gerechtigkeit.

Gerechtigkeit gegen Andere auszuüben ist eine schöne heilige Pflicht, die aber leider von den Menschen nicht immer geübt wird; noch schöner aber ist es, wenn man als Richter gegen sich selbst Gerechtigkeit übt und sich nicht verschonet. Von solcher Strenge gegen sich selbst trug sich unlängst im Oberland ein seltenes Beispiel zu.

Ein geachteter Bürgermeister in einem Städtchen, der aber später wieder von dem Amte ins bürgerliche Leben zurücktrat, vergaß sich einmal auf einem Balle, durch Uebermuth gerelzt, so weit, daß er einem Andern eine Ohrfeige gab. Auf der Stelle sah er sein Unrecht ein, und entfernte sich. Um nun den Mitbürgern zu zeigen, daß er auch gegen sich wie gegen Andere Gerechtigkeit zu üben und zu

en, focher
Wäronat
lort, abent
die Poln
Lapferin
n der Sch
ig - Sabi
am Stei
die Soge
und das
irrog
u Eügen

ual, we
man Lpren

mit Brilo

ehelndig
ehalten und
denn er
und son
dies wiet
Dogen dem
mit einer
ronat

gulben of
leider von
ird; nach
Mischer so
sch nicht
gegen sich
and ein si

in einem
er vor der
tut, negat
überwäh
höhen eine
er sein Wo
nun die
gegen sich
ben und p



strafen wisse, erließ er folgendes bürgermeisterliches Dekret: „Der Bürgermeister E. straft hiermit den Handelsmann E. (denn der Bürgermeister hatte einen Laden) wegen gestern verböhrter, thätlicher Beleidigung um 5 fl. rheinisch. Das von Rechts wegen.

Das heißt doch strenge Justiz geübt und unparteiisch gehandelt! Wer Lust hat, folge ihm nach! —

Die Zauberschlangen in Indien.

Die Haubennatter, von den Indianern Naag, oder Nagao genannt, ist eine große und schöne Schlange, aber eine der allergiftigsten aus dem ganzen Nattergeschlechte, und ihr Biß bringt gewöhnlich in weniger als einer Stunde den Tod. Sie wird die Haubennatter genannt, wegen eines sonderbaren haubenähnlichen Auswuchses auf dem Rücken, nahe am Kopfe, welchen dieselbe nach Gefallen zusammenziehen oder erweitern kann; da sich mitten auf dieser Haube eine brillenähnliche Abzeichnung von Schwarz und Weiß befindet, so heißt sie auch Brillenschlange.

Von dieser Art sind die tanzenden Schlangen, welche durch ganz Hindostan in Körben herumgetragen werden und einer gewissen Menschenklasse ihren Unterhalt gewähren. Diese blafen nämlich wenige einfache Töne an einer Pfeife, wodurch die Schlangen sehr ergötzt werden und mit einer zierlichen Bewegung des Kopfes den Takt schlagen; sie heben dann die vordere Hälfte des Körpers gerade empor und folgen der Musik mit sanften Beugungen, gleich den Wellenlinien eines Schwannenhalses. Es ist eine ausgemachte Thatsache, daß man, wenn ein Haus von diesen Schlangen oder andern Natterarten, die dem Federvieh und andern kleinen Hausthieren nachstellen, oder auch von größern, zum Geschlechte der Riesenschlange gebürtigen Schlangen unsicher gemacht wird — nach diesen Schlangenbändigenden Musikern schießt; welche sie durch das Blasen auf ihren Pfeifen aus ihrem Schlupfwinkeln hervorklopfen und sie zu ihrem Untergange gleichsam bezaubern. Sobald die Schlangen diese Musik hören, kommen sie auf der Stelle ganz langsam aus ihren Schlupfwinkeln hervor und lassen sich willig

nehmen. Es ist zu vermuthen, daß diese musikliebenden Schlangen in Palästina bekannt waren; sintonmal der Psalmist (Ps. 58) die Gottlosen mit einer tauben Otter vergleicht, die ihr Ohr zustopft, daß sie nicht höre die Stimme des Zauberers, des Beschwörers, wie trefflich er auch beschwören kann.

Sobald die Musik aufhört, hören die Schlangen auf sich zu bewegen; aber wenn sie nicht sogleich in den Korb gethan werden, sind die Zuschauer unglücklichen Austritten ausgesetzt. Unter meinen Zeichnungen, sagt ein reisender Engländer, befindet sich die einer Brillenschlange, welche wenigstens eine Stunde lang auf dem Tische tanzte, während ich sie malte. Mittlerweile besaßte ich sie öfters, um die Schönheit der Flecken und besonders der Brille auf der Haube zu betrachten, indem ich gar nicht anders glaubte, als daß ihr die Giftzähne vor Kurzem ausgezogen worden wären. Aber am nächsten Morgen kam mein Kammerdiener, der ein eifriger Muselman war, in größter Eile und verlangte, daß ich mich schnell auf mein Zimmer begeben und dem Allmächtigen für mein gutes Glück Dank abstatte solle. Ich verstand seine Meinung nicht, und sagte ihm: daß ich mein Morgengebet schon verrichtet habe, und daß wir nicht so viele festgesetzte Betzeiten hätten, als die Verehrer seines Propheten. — Mahomed, dies war der Name des Dieners, erzählte mir nun: daß er, da er auf den Markt gegangen sey, um einige Früchte einzukaufen, daselbst den Mann angetroffen habe, der Abends zuvor bei mir gewesen. Mit seinen tanzenden Schlangen habe er das nach dortiger Landessitte um ihn her auf dem Erdboden sitzende Landvolf unterhalten. Widriglich aber sey das abscheuliche Thier, das ich Tags zuvor so oft betastet hätte, entweder, weil die Musik zu schnell aufhörte, oder durch irgend etwas anderes gereizt, einer jungen Frau an den Hals gesprungen und habe ihr eine Wunde beigebracht, an welcher sie nach Verlauf einer halben Stunde gestorben sey. Mahomed wiederholte nochmals seinen Rath, dem Allah Preis und Dank abzustatten, und trug mich in seinem Kalender als einen Glücksmann ein.

Erinnerungen an Karl Friedrich, den edeln Vater unsers hochverehrten Großherzogs Leopold.

Badens Haus steht ewig fest,
Weil es nie von Treue läßt.

Im Jahre 1782 gerieth eine arme Bürgerfrau in dem Badenschen Amtslecken Schod, durch den Tod ihres Mannes, der viele Schulden hinterließ, in die äußerste Verlegenheit. Insbesondere drückte sie die in dortiger Gegend bey Sterbefällen gewöhnliche Abgabe, welche sich bei ihr auf etwa 70 Gulden belief, und die nun vom Beamten mit aller Strenge eingefordert wurde. Von allen Seiten gedrängt, weiß sich die arme Wittve nicht zu helfen, und läuft zum Pfarrer und andern Freunden ihres verstorbenen Mannes. Diese alle rathen ihr, eine Bittschrift an den regierenden Fürsten aufsetzen zu lassen, aber sie auch selbst dem guten, gerechten Landesherren zu übergeben. Das arme Weib befolgt den Rath, und läuft, um ihre Schuhe und Strümpfe zu sparen, barfuß den 8 Stunden langen Weg nach Karlsruhe, bis dicht an den großherzoglichen Schloßgarten, der durch eine Mauer und einem Graben von der Landstraße so abgesondert liegt, daß man aus dem Garten alles, was auf der Straße vorgeht, über die Mauer herunter bequem sehen kann. Hier setzt sie sich nieder, um ihre Schuhe und Strümpfe anzuziehen. Gerade geht der damalige Markgraf, (der im Jahr 1810 als Großherzog starb) mit seinem Erbprinzen im Garten, dicht an der Mauer, spazieren, erblickte die Frau, und fragte: „Was macht Ihr hier?“ — „Ach mein Herr!“ — antwortet diese, „ich bin eine unglückliche Wittve, gieng hierher, und will morgen zu meinem gnädigsten Fürsten. Es hat mich jedermann versichert: er helfe den Unglücklichen so gern; ich will auch um Hülfe bitten.“ „Wo seht's Euch denn?“ fragt der menschenfreundliche Fürst. „Ja mein guter Herr, dies kann ich Ihm nicht sagen. Man hat mir ausdrücklich eingebunden, meine Sache dem Fürsten selbst, sonst Niemand, vorzutragen, denn sonst würde mir nicht geholfen werden.“ „Ganz gut, aber ich bin beyhm Fürsten wohl gelitten; sagt mir's nur. Ich will Euch morgen Gelegenheit ver-

schaffen, ihn zu sprechen.“ — „Ja, wenn Er das thun will, so will ich es Ihm wohl anvertrauen.“ — Sie erzählt ihm ihre ganze Geschichte, er fragt: „Habt Ihr keine Bittschrift bey Euch?“ „Ja freylich!“ Sie langt hierauf die von ihren vielen Thränen naß gewordene Schrift hervor, und sagte: „Hier ist sie!“ „Gebt sie mir, ich will sie dem Fürsten einhändigen, damit er, wenn Ihr morgen früh zu ihm kommt, von Eurem Verlangen schon weiß!“ „O lieber Herr! das kann ich nicht thun.“ — erwiederte die Arme, — „man sagt überdies, der Fürst habe Soldaten vor seinem Schlosse, welche die armen Unterthanen nicht vor ihn lassen.“ — „Dies soll Euch nicht geschehen. Ich will's Ihm sagen, daß er seinen Soldaten befiehlt, Euch gleich vorzuführen. Gebt mir nur die Bittschrift.“ Endlich faßte die Wittve Zutrauen, da der Markgraf immer mit einem gütigen, sanften Tone mit ihr spricht, tritt näher an die Mauer, und will ihm die Bittschrift hinauf reichen. Allein die Mauer war zu hoch. Sie erblickte seinen Stock mit einem Bande, und sagt: „Biete mir der Herr seinen Stock herunter, ich will die Schrift in's Band stecken!“ Der gute Fürst bietet ihr seinen Stock hin, bestimmt ihr auf den nächsten Morgen die Stunde und entfernt sich ihr unbekannt. Nun fällt dem armen Weibe erst ein, daß sie den Namen des Mannes nicht wisse, dem sie die Schrift gegeben hatte. Sie jammert hlerüber so laut, daß der Erbprinz noch einmal zurück läuft, und fragt: „Was ist Euch?“ „Ach lieber Herr! sagte sie — ich weiß ja nicht, wie der Herr dort heißt, dem ich meine Schrift gegeben habe. Mein Fürst wird mir morgen nicht glauben, und mich für eine Betrügerin halten.“ — „Nein, gute Mutter, ich will's Ihm selbst sagen, und dabey seyn, wenn Ihr vor ihn kommt.“ Geirrost geht sie nun weg; erzählt alles, was ihr begegnet war, dem Rechnungsrathe Dachtler, bey dem sie Geschäfte hatte, und dem sie auf sein Zureden, daß sie morgen zu dem Herrn gehen sollte, antwortete: „Ja wenn ich nur das Herz habe, mit ihm zu sprechen. Es hat mich zwar der Herr mit dem Bandler (Orden) um den Hals versichert: der Fürst werde so gnädig gegen mich seyn, daß ich Herz bekomme, mit ihm zu reden. Wenn's doch

Rheinland, Hausfreund, 1832.

Gottes Wille wäre!"" Morgens um zehn Uhr erschloß die Wittve vor dem Schlosse auf dem ihr angezeigten Plaze, und die Wache, welche schon Befehl hiezu hatte, führte sie sogleich in die Garderobe. — Der Fürst erscheint, — die Frau erkennt in ihm den Herrn, der gestern vom Garten aus mit ihr sprach; sie sinkt in Ohnmacht, und stammelt noch: ""Ach! wenn Sie der Fürst sind, so habe ich ja gestern mit Ihnen gesprochen."" Der edle Großherzog läßt ihr jetzt einen Sessel bringen, daß sie sich erhole, und sagt: ""Ja, Ihr habt mit mir gesprochen. Ich habe Eure Klende mich unterrichten lassen, und da ich finde, daß Ihr mir die Wahrheit gesagt habt, so freue ich mich, Euch helfen zu können. Aber hier auf dieser Stelle kann ich Euch noch keinen Bescheid geben, ich muß mich zuvor bey'm Amt erkundigen."" ""Gnädigster Fürst,"" antwortet die Frau, ""wenn dies geschieht, dann dürfen Sie mir nichts geben; der Amtmann ist gar zu streng."" ""Sorgt nicht, ich helfe Euch gewiß. Hier habt Ihr einstweilen etwas."" Er gab ihr ein Geldgeschenk, und sie gieng mit Freundenthränen und voll Segenswünschen für den Fürsten, der sogleich die Sache untersuchen ließ, und nachdem sie richtig befunden worden war, seinem Rentkammer-Kollegium den Befehl ertheilte, der armen Wittve die ganze Forderung zu erlassen.

Ein rührendes Beispiel von Verehrung des Landes und Liebe gegen seine Person gab vor mehreren Jahren ein Landmann im Badenschen. Er ward seit seinem 4ten Jahre blind, und kam etwa 40 Jahre alt nach Karlsruhe zu dem damaligen Markgrafen im Jahr 1810 als Großherzog verstorbenen Karl Friedrich, in die Audienz, und sagte zu ihm: ""Ich habe Eure Durchlaucht nie gesehen, und werde Sie auch nie sehen; doch möchte ich die Gnade, Sie sprechen zu hören."" Der Ton, indem er es sagte, verrieth, daß sein Herz weit mehr empfand, als sein Mund ausdrückte, und der edle Fürst war innig gerührt, als dieser gute Landmann ihm so herzlich seine Liebe bezeugte. — Gott gebe den deutschen Fürsten viele solcher Nührungen und viele solcher dankbaren Unterthanen, wie dieser Bauersmann!

Erinnerungen eines Ertrunkenen, der wieder zum Leben erwachte.

Unser letzter Prozeß, den wir körperlicher Weise auf dieser Erde zu führen haben und jedenfalls verlieren müssen, ist der Tod, welcher die Seele vom Leibe scheidet.

Darum wird es dem geneigten Leser vielleicht nicht unangenehm seyn, wenn ihm der Hausfreund einen solchen P. . ., der schon in letzter Instanz verloren war, aber durch einen Gnadenspruch von oben noch gewonnen wurde, mittheilt, so wie er vor sich gieng; denn ein Prozeß heißt eigentlich ein Fortgang bis er ein Ende gewinnt, sey's zum Verlieren oder Gewinnen.

Im Jahr 1805 am 2ten September gieng zu Heidelberg am Neckar ein fast 10jähriger Knabe zu einem Kameraden, der ihm einen Vogel versprochen hatte, den wollte er abholen. Er fand aber den Freund, der am Zimmerplatz wohnte, nicht zu Hause, und vertrieb sich unterdessen die Zeit damit, daß er auf den Floßhölzern herum lief, die auf eine lange Strecke am Ufer des Flusses angeschwemmt und zum Verkauf ausgezettelt waren. Das Schwanken und Schaukeln der Balken im Wasser machte ihm eine absonderliche Freude und er sprang lustig von einem zum andern, ohne die Tiefe zu bedenken, über welcher er schwebte.

In der Hand führte er einen 3 Ellen langen Stab, und untersuchte sich niederbückend am Rande des Flosses die Tiefe des Wassers, ob es auch hinreichend wäre zum Ertrinken für einen Burschen seiner Länge; er war im Verhältniß zu seinem Alter von kurzem Kaliber.

Am Rande des Flosses niedergesinkt senkte er seinen Stab in die Tiefe und fragte rückwärts gewendet einen Kameraden: ""Kann man hier noch fußen?"" Der schadenfrohe Knabe lächelte nur und gab keine Antwort. Also bückte sich der Untersucher tiefer hinab, verlor das Gleichgewicht und stürzte kopfsüber in den Strom; denn obgleich das Floß nur zehn Schritte vom Land entfernt war, überstieg die Wasserhöhe doch zweimal die Höhe seines Körpers. Auf dem Grunde des Wassers angekommen merkte er wohl, daß hier seines Bleibens nicht seyn könne, und stieß mit beiden Füßen mit einem gewaltigen Druck vom Boden ab, und traf

mit dem Kopf an einen der Balken, denn er war unter das Floß gekommen. Betäubt sank er wieder in die Tiefe. — Um die Ohren rauschte es ihm wie Meeresbrausen; die halbgeöffneten Augen schauten in eine farblose Halbfinsterniß hinein, im Kopfe aber bedrte der Gedanke: Du mußt sterben! und das vielfach bewegte Herz hallte diesen verworrenen Schreckenston als Gedankenklang in verdoppelten Schlägen wieder. Jetzt begann der Todestampf. Er ist, meine Freunde, über alle Beschreibung ängstlich, wenigstens im Wasser; aber zum Glück — er dauert nicht lange. So lange man noch Hoffnung hegt, währet die Todesangst, und man ringt nach jedem Strohhalm um Errettung.

Wenn aber nun die letzte Spur der Hoffnung verschwindet, da wird es dem Erschöpften, Kampfesmüden wieder leicht um's Herz; er empfindet eine wunderbare Seelenruhe und Ergebung, ja Freudigkeit — denn der Kampf ist geendet und schon beginnt für ihn ein neues Leben, ein Leben im Tode; er gehdrt bereits einer andern Welt an, und diese Gewißheit gibt ihm Trost und Stärke zum Scheiden.

Ergeben in sein Schicksal dachte der Knabe als letzten Gedanken: „Es ist nur gestorben! Frisch hinüber! dir Gott meine Seele! Mutter, Vater — lebt wohl!“

Hiemit schwand ihm das Bewußtseyn. — Unwillkürlich aber tauchte sein Körper mit dem Kopfe noch einmal empor am Rande des äußersten Balkens, und die starke Faust eines Schiffers war schon bereit ihn zu fassen. Er zog ihn heraus und legte ihn leblos aufs Gras unter einem Baume nieder. —

Man öffnete seine Kleider, um Luft zu schaffen, und steng die gewöhnlichen Versuche der Wiederbelebung bei Ertrunkenen an, als da sind: mildes Reiben an der Herzgrube, an den Fußsohlen, Vorhalten geistiger Stoffe, Salmiak, Weinessig, Spiritus &c., unter die Nase, um einen Reiz hervorzubringen und die erstücten Lebensgeister wieder zu erwecken. Nach einer Viertelstunde zeigte sich wiederkehrendes Leben.

Dem Verunglückten kam indessen allmählig eine Spur des Selbstbewußtseyns wieder, wie wenn einem Schlafenden, dessen Augen nicht mehr fest geschlossen sind, im Morgentraume das zunehmende Tageslicht heraufdämmert, und er weiß noch nicht, ist es Traum oder

Wirklichkeit. Es war ihm, als höre er von fern eine Fluth heranrauschen, die immer näher und näher kam, wie eine Retterin, die ihn aus den Banden seiner Ohnmacht befreien müßte. Diese rückkehrende Fluth aber waren die wiederbeginneuden Schläge des Herzens.

Endlich schlug er in völliigem Erwachen den Blick auf; er traf zuerst ein am blauen Herbsthimmel schwebendes, lichtrothes Wölkchen mit Gold umsäumt; das Grün des über ihm hängenden Baumes, und gegenüber auf dem andern Ufer des Neckars den von den Abendsonnenstrahlen beleuchteten Gipfel des heiligen Verges. Von den Zweigen der Bäume herab erschallten die Ueder einiger muntern Finken und drangen wie Zaubertöne an das Ohr des Neubelebten.

Da glänzte sein Auge von Freudigkeit und nie gefühlte Sonne durchdrang sein wieder schlagendes Herz, denn er meinte, er wäre nun im Himmel und wußte gleich recht wohl, daß er ertrunken war. —

Sprachlos und bewegungslos richtete er lange sein Auge in die Höhe und staunte über die Majestät des blauen Himmelsgewölbes und der wie Schiffelein daran herumsegelnden buntfarbigen Wölkchen. So oft er dies Alles vorher schon gesehen haben mochte, so kam es ihm doch jetzt, nach dem Todeschlaf, ganz neu vor, und er dachte: Nun, wenn es hier oben so schön ist, so ist es doch auch der Nähe werth zu sterben und die Verheißungen haben nicht gelogen! so herrlich schön hätte ich mir doch den Himmel nicht gedacht! —

So sprach die kindliche Einfalt in ihrem Herzen und dachte nicht daran, daß dem reinen Auge der Unschuld allenthalben der Himmel lacht.

Die lauten Reden und Bewegungen seiner Kameraden und Retter riefen ihn bald aus seinem Himmelstraume in's Erdenleben zurück; er aber versicherte oft nachher, daß ihm diese Erdewelt nie so schön vorgekommen wäre, als damals, im Augenblicke seines Erwachens aus dem Schlummer des Todes. —

Dem Hausfreund dünk in dieser Geschichte ein Umstand besonders merkwürdig, nämlich der Trost des sterbenden Kindes:

„Es ist ja nur gestorben.“ Es muß also etwas Wichtigeres geben, als bloß sterben, dem Leibe nach. Und dieses Wichtigere, ge-

nelgter Leser, ist das Sterben der Seele, wenn sie durch Frevel und Laster eridbtet wird. Das Erwachen aus diesem Todeschlummer, wenn es ein solches giebt, muß grauenvoll, entsezlich seyn! —

Spekulationsgeist einer jungen Engländerin.

Die Vorstellungen der meisten Menschen über den Zustand nach dem Tode, besonders über den Ort und die Art der Belohnung und der Strafe in jener Welt, sind insgemein sinnlich, und gleichen ganz den Erfahrungen, die sie auf dieser Erde gemacht haben. So denken sie sich den Ort der Strafe oder die Hölle als einen Flammenpfuhl, worin die Freyler gleichsam gebraten werden, zu ewiger Pein, so doch die Seelen nicht brennen können, aber das Feuer des bösen Gewissens brennt ewig, und immer naget der Wurm, der nie stirbt. — Diese verkehrte Vorstellung veranlaßte folgenden, lächerlichen Vorfall am ersten Orte. —

Newbstele, die Hauptstadt der englischen Provinz Nordhumberland, ist zugleich eine bedeutende Handelsstadt, die ihren Wohlstand besonders dem Handel mit Steinkohlen verdankt, welche dort in ungeheurer Menge ausgegraben werden.

In dieser Stadt hielt ein Prediger der alten Zeit, Katechesation oder Kinderlehre und beschrieb nach damaliger Weise den jungen Leuten die Hölle als einen ungeheuren Schlund voll ewiger Blut und schrecklichen Feuers. Während dieser Schilderung wurde ein junges Mädchen besonders aufmerksam. Sie war die Tochter eines Mannes, der viele Kohlenruben besaß. Ihre Theilnahme wurde immer größer und sie drängte sich stets näher an den Prediger heran. — Dieser freute sich über die Lernbegierde des Kindes und sagte: „Tritt näher, meine Tochter, wünschst du etwas genauer zu wissen, ich will es dir erklären!“ „Lieber Herr Pfarrer“ entgegnete nun das Mädchen, ihn freundlich ansehend: „Könnten Sie nicht machen, daß der Herr Satan seine Kohlen bey meinem Vater nähme? Weil er sie wohl im Großen brauchen wird, so könnte er sie billiger haben als die andern Käufer.“

Diese unschuldige kindische Zumuthung fühlte

den Lehrer des Pfarrers etwas ab; doch verwies er es dem Kinde ernstlich, in himmlischen und hüllischen Dingen irdisch zu denken und zu begehren.

Auf Wiedersehen.

In großen Städten geht es wegen der Menge der Menschen und Fuhrwerke auf der Straße nicht immer gar subtil zu, und manchmal bekommt man Rippenstöße, wird umgeworfen oder gar überfahren. Das kann selbst denen passiren, die gute Augen haben, um so leichter aber einem Blinden.

Ein solcher arme Alte hatte eben seinen Freybrief ins Spital in der Hand, wo er endlich ein Unterkommen ausgewirkt hatte, und wollte ihn dem Verwalter überbringen. Weil aber gerade Messe oder Jahrmart in der Stadt war, so gieng er auf dem Nebenweg, um keinen Anstoß zu geben oder zu bekommen.

Gleichwohl stieß ein Anderer ziemlich unsanft auf ihn und that ihm weh.

Behmüthig klagend rief er aus: „Herr! habt Ihr denn keine Augen, daß Ihr solchermaßen euren Spott und Hohn an einem Unglücklichen ausübet?“

„Nein Herr, ich habe keine Augen,“ antwortete der Andere, „denn ich bin blind!“

„Aber ich denk, Ihr solltet Augen haben, und mir Armen ausgewichen seyn!“

So hielt jeder den andern für sehend, so doch beide blind waren. Als sie sich nun gegenseitig erklärten, entschuldigend und versöhnt hatten, geriethen sie mit einander in ein rührendes Gespräch über ihr trauriges Loos auf Erden, das sie des Augenlichtes beraubte. Unter Thränen schieden sie endlich von einander und, der Alte sprach, jenem die Hand drückend. „Lebe wohl, Bruder, auf fröhliches Wiedersehen!“

Als bey diesem Abschied zweyer Blinden auf Wiedersehen! ein Vorübergehender, der stehen geblieben war und ihre Unterredung mit angehört hatte, in ein Lachen ausbrach, wandte sich der Blinde gegen ihn und sagte ernst: „Lachet nicht, Freund, ob dieser unserer Verirrung auf Wiedersehen! Es giebt ein Wiedersehen, an welches Ihr mit sehenden Augen vielleicht nicht glaubt, das aber demjenigen, dessen leibliches Auge dunkel ist, in Himmels-

Klarheit vor dem Geiste liegt; dieß ist unsre Hoffnung und unser Trost in den Finsternissen dieses Lebens. Mögen auch eure Augen aufgethan werden, auf daß Ihr sehet, was wir sehen!

So sprach der Blinde zu dem Sehenden.

Selig sind, die da nicht sehen und doch glauben!

Erfüllte Weissagung.

Auf der griechischen Insel Samos lebte vor langer Zeit ein König mit Namen Ancäus, welcher in dem Ruf eines harten und strengen Herrn stand, der seine Untergebene über die Maassen drängte und plagte. Als er einstmals einen seiner Knechte bei der Arbeit in seinem Weinberge über die Gebühr antrieb, — rief dieser Arme in Unmuth und Ueberdruß des Lebens aus: „Herr, du wirst keinen Wein von diesen Reben trinken!“ Der Tyrann lächelte dieser Prophezeiung, that aber dem Sklaven weiter nichts zu Leide. — Als nun die Trauben allmählig glücklich gediehen und im Herbst gereift waren, ließ der Herr mit hochmüthiger und frohlockender Miene jenen weissagenden Sklaven vor sich kommen, und befahl ihm, von dem bereits gefelxerten Wein einzuschöpfen. Da er den gefüllten Becher schon in der Hand hielt, wandle er sich triumphirend zu dem Knechte und sprach:

„Gedenkest du noch deiner Rede, Sklave, die die thatest, als die Trauben, woraus dieser Most gepreßt ist, noch nicht blüheten? Siehe, wie eitel und frech deine Weissagung war! Hier halte ich den gefüllten Becher in der Hand!“

Der Sklave erwiderte in feyerlichem Tone: „Herr, noch hast du nicht getrunken! Zwischen dem Rande des Kelches und deiner Lippe ist noch viel Raum!“ Als der Herr verwundert den Knecht über den Sinn dieser Rede befragen wollte, trat eilig ein anderer Diener herein und berichtete dem Gebieter, es sey ein wilder Eber in seinen Weinberg eingebrochen und verwühle ihn auf eine gräßliche Weise. Ancäus setzte sogleich den Becher nieder und eilte mit seinem Jagdspieß zur Vertreibung des Wildes. Weil er aber im allzugroßen Eifer

die gehörige Vorsicht vergaß, wurde er nach einem Fehlstoß vom Zahn des Ebers gefaßt und blieb todt auf dem Plage.

Jener mißhandelte Sklave hatte also doch recht prophezeit, denn sein Herr, der ihn schon beschämen zu können glaubte, bekam wirklich keinen Tropfen von dem Weine jener verhängnißvollen Reben zu kosten.

Zwischen Mund und Kelchrand

Schwebt des Schicksals finstere Hand!

Darum lobe niemand den Tag vor dem Abend und keiner danke sich Sieger, bis der letzte Schuß geschossen ist. — Manchem Kaiser, der schon die eroberte Krone in der Hand hielt und sie eben triumphirend auf sein Haupt setzen wollte, wurde sie in dem entscheidenden Augenblicke wie vom Blitzstrahl aus der Hand geschlagen, und er sank kronlos und thronlos in den Staub; und manche Braut, die schon den Kranz in's Haar geflochten hatte, lag Abends auf der Bahre.

Das sind die Gänge der Weltregierung und Vorsehung, die uns im Kleinen, wie im Großen lehren sollten, daß ein Hbherer über uns waltet, der dem König wie dem Armen, wenn er sich überhebt, und dem eigenen Glücke vertraut, zeigen kann, daß Er der Herr ist.

Etwas vom Fasten.

Fasten heißt eigentlich: gar nichts essen und trinken; in späterer Bedeutung aber versteht man darunter: nur so viel genießen, als durchaus zur Erhaltung des Lebens nöthig ist, und dieß mag oftmals zur Kreuzigung des Fleisches und Stimmung des Geistes sein Gutes haben. So saßen einstmals zur Zeit des siebenjährigen Krieges in Augsburg in der Krone des Abends zwei ehrliche Reichsbürger, die aber ziemlich arm waren, traulich beisammen bei einem Krüge Bier, und discuirten über dieses und jenes, auch über die Schlacht bei Rossbach und Leuthen und die neuesten Kriegsthaten Friedrichs des Großen, und wie er bald tiefer ins Reich einrücken würde. — „Gottlob, sagte Lucas endlich, es mag kommen wie es will, ich bin wenigstens für die Fastenzeit ziemlich versehen; wie Gott will!“

Und doch, Nachbar, entgegnete der Andere, möchte ich ein Sewette mit Euch eingehen,

daß ich auf die Fasten noch besser vorgehen bin, als ihr! —

„Wie kommt Ihr mir vor, Meister Kilian, entgegnete jener, so etwas zu behaupten, da ihr noch gestern geklagt habt, das Leder sey Euch ausgegangen, und Ihr wüßtet nichts mehr zu verdienen?“

Eben darum, sagte nun dieser, bin ich zum Fasten besser eingerichtet, als ihr, nämlich zum Nichts essen, weil ich gar keinen Vorrath habe. Es wäre eine Kunst zu essen, wo nichts ist.

„Ihr habt auch Recht, sagte der Lucas; im Nothfalle kommt zu mir, ich werde wohl noch einen Stockfisch für Euch übrig haben.“

Nicht jeder will Jedermanns Freund seyn.

Man sollte glauben, es könnte kein Schöneres und Lieblicheres Wort gefunden werden, das vom Munde des Menschen zum Ohre gesprochen wird, als der Ausdruck: „Mein Freund, oder mein lieber Freund!“ Gleichwohl kommen Fälle vor, wo dieses Wort, statt Liebe zu erwecken, Unwillen, ja Haß erregt hat, und vielleicht von Rechts wegen. —

Der Graf von Alex, welcher hoch in der Gunst des Königs von Frankreich stand, reiste einstmals als königlicher Kabinets-Kourier durch Lyon, und trat, wie auch andere geringere Kouriere zu thun pflegen, beim Gouverneur oder Direktor dieser Stadt so lange ab, bis felsche Pferde vorgespannt waren. Der Gouverneur, ohne sich vorher um den Rang seines Gastes zu bekümmern, trat ihm vertraulich näher, und fragte ihn vornehm, indem er ihn auf die Achsel klopfte: „Mein Freund, was spricht man in Paris? Was giebt es Neues dort?“ — Der Graf erwiderte kurz: „Man liebt Messe und es giebt grüne Erbsen.“ — Damit hatte er theilweise auf beide Fragen mit der Wahrheit geantwortet; denn es war Ende May's, wo die grünen Erbsen dort noch etwas neues sind; die Messe aber wird in Paris täglich gelesen oder gesprochen. — Der Gouverneur, verwundert über diese kurze, sonderbare Abfertigung, fragte barsch: „Wie heißen Sie?“ Darauf antwortete der königliche Kourier: „die

Narren nennen mich: Mein Freund; bei Hof heiß ich Graf von Alex.“

Wie genau trifft hier menschliche Anmaßung und Unbescheidenheit mit Stolz und Eitelkeit zusammen! Der Graf aber hatte mehr Recht, als der Andere; denn man muß Niemand vertraulich behandeln, bevor man weiß, mit wem man redet und ob er's haben will, und so kann sogar das Wort: Freund! Beleidigung seyn.

Vom Geringeren gegen einen Höheren gebraucht, will es sich nicht schiden, weil man ja nicht weiß, ob jener uns seiner Freundschaft für würdig hält. Ueberhaupt aber wird mit dem Freundeswort ein großer Mißbrauch getrieben, und mancher weiß nicht, was er gelten ioll, obgleich es das heiligste Wort in der Menschenverbindung ist. Darum wird es sogar spottweise, ja verächtlich gebraucht, z. E. Güter Freund, pack' er sich zur Thür hinaus!

Eine wenig bekannte Anekdote von Friedrich dem Großen.

Auf seinen Neviereisen in Schlessien hatte Friedrich öfter das Nachquartier in der Wohnung eines Predigers genommen, ohne daß er den Wirth selbst kennen gelernt hatte. No einem der Nevieretage war er mit den Uebungen und der Fertigkeit der Truppen so sehr zufrieden, daß er dadurch in die froheste Stimmung versetzt wurde. Er stand am Fenster und übersah mit Heiterkeit das kleine Gärtchen des Predigers. „Aber arg ist's,“ sagte er, „ich habe hier in diesem Stübchen seit zehn oder zwölf Jahren Quartier gehabt, und habe noch nie meinen Wirth gesprochen.“ — „Den kann ich gleich kommen lassen,“ erwiderte der Abjutant; „ich sah ihn vor wenig Augenblicken am Fenster.“ — „D thu Er's doch, bringe Er ihn zu mir!“ Der Prediger kam. Er war einer jener dreissigen, festen Männer, denen Jahre und Erfahrungen einen gewissen Gehalt gegeben haben; überdies hatte er während des Krieges nur zu viel Gelegenheit gehabt, mit Fürsten und Heerführern in Berührung zu kommen. Mit Entschlossenheit gieng er zu dem Könige. Freundschaft trat ihm dieser entgegen: „Nun lieber Prediger, wie geht's?“ „Schlecht genug, Er.

Majestät! — „Nun, nun, von uergroßem Glück hier in der Welt kann wohl keiner rühmen. Wir wollen hoffen, daß es in jener Welt besser wird.“ — „Viele können dies freilich hoffen, erwiderte nun der Prediger; ich kann's nicht. Ich fürchte, es wird dort oben mit mir noch schlechter.“ — „Wie, das sagt Er und ist Prediger? Das verstehe ich nicht.“ — „Wenn Ew. Majestät Zeit und Lust haben, mich anzuhören, so kann ich Ihnen dies erklären.“ — „Ich bin begierig dies zu wissen.“ — „Ich habe zwey Töchter, drey Söhne, und eine geringe, wenig eintragende Pfarre. Die Jungen verriethen viel Kopf und Neigung, etwas Tüchtiges zu lernen; Andere fanden dies noch mehr, und da folgte ich dem Grundsatze: lieber hundert Thaler zu einer guten Erziehung angewendet, als zwey hundert Thaler zu Kapital gesammelt; ich schickte sie, die Zeiten mochten so knapp seyn, als sie wollten, auf Schulen und Universitäten, und darüber gerieth ich in Schulden. Alle drey haben das Ihrige recht-schaffen gelernt; aber da ich keine Vettern und keinen Schwager in Konsistorium habe, so sind meine armen Jungen noch nicht versorgt und können bey dem besten Willen nicht ersehen, was ich an ihnen gethan habe. Die geringen Einkünfte meiner Stelle haben sich noch vermindert; ich bin alt und grau darüber geworden, und sehe schlechterdings keine Möglichkeit, meine Schulden zu bezahlen. Sterbe ich so hin, so kann ich nicht einmal hoffen, einen ehrlichen Namen mit in jene Ewigkeit zu nehmen, und ohne diesen darf ich dort oben auf keine sonderliche Aufnahme rechnen.“ — „Ja, ja, das ist freilich ein schlimmer Handel! Am Ende werde ich mich in's Mittel schlagen und seine Schulden bezahlen müssen. Wie viel Schulden hat Er?“ — „Etwas achthundert Thaler!“ — „Nun, höre Er, seine Schulden will ich bezahlen. Aber unter der Bedingung, daß Er mir beweiset, seine Söhne haben was recht's gelernt, und sind zu irgend einer Bedienung tauglich. Finde ich dies, so übernehme ich ihre Versorgung. Er für seine Person soll eine Zulage haben, damit Er sich in seinem Alter pflegen kann, da Er seine Kinder zum Besten des Vaterlandes erzogen hat. Aber wo sind seine Töchter?“ — „Ich schicke sie immer zu einer Verwandtin in der Stadt, wenn Ew. Majestät

mit Ihrem Gefolge hier sind.“ — „Darán thut Er recht. Ich werde es Ihn nicht lassen. Lasse Er doch morgen seine beyden Töchter zu mir kommen!“ — Der Prediger verließ den Monarchen, der am andern Tage die Mädchen ganz vergessen zu haben schien, als die Ordonnañz meldete, daß zwey junge, artige Mädchen auf dem Saale ständen, und sich nicht wollten abweisen lassen; sie behaupteten, Seine Majestät habe sie rufen lassen. „Ha, Ha! das sind des Pfarrers Töchter,“ erwiderte der König. „Bestelle doch gleich einen Galanterie-händler zu mir!“ — Die beyden Töchter des Predigers wurden eingelassen; der König, dem ihr ungestültes, dreißes Benehmen gefiel, unterhielt sich sehr lange und sehr gnädig mit ihnen; er kaufte ihnen von dem Galanterie-händler mehrere Kostbarkeiten und beschenkte sie überdies mit Gelde. Die Söhne des Predigers, die sich mit den besten Zeugnissen versehen, bey dem Monarch meldeten, wurden bald versorgt; die Töchter machten gute Heirathen, und Friedrich sagte, als er lange nachher über Tische von dieser Geschichte sprach: „Ich hätte nie geglaubt, einen Menschen für zwey Welten, für Zeit und Ewigkeit, glücklich machen zu können!“

Witz in der Todesnoth.

Ein Geschwisterkind vom Zunderkieser, mit Namen Pancraz hatte sich aus Kunstliebhaberey und um der Verwandtschaft keine Schande zu machen, in das Handwerk seines Veters, nämlich in's Stehlen, so sehr verlehrt, daß er seinen Meister selbst in der Kunst übertraf, bis er denn auch endlich, wie andere Diebe, fest genommen wurde. Seine Gefangenschaft theilte mit ihm sein Schwestersohn, der Schinderhans, den er erst vor Kurzem gegen ein Gewisses an Speck und Würsten in die Lehre genommen hatte, und machten selbänder in ihrer Einsamkeit allerley Anschläge, was sie für Praktiken ausüben wollten, wenn sie ihren ehrlichen Abschied aus dem Thurne hinter sich hätten. — Endlich kam das Urtheil, aber anders als sie glaubten. Der Pancraz nämlich sollte werden mit dem Staubbesen; vorher aber sollte er die Hinrichtung seines Verwandten mit ansehen. —

Als der arme Sünder bereits auf der Leiter stand, und noch einmal traurig, wie zum Abschiednehmen auf seinen jungen Freund herabsah, fragte dieser den Todeskandidaten: „Nun Weiter Pancraz, was soll ich deiner Mutter ausrichten?“ — Sage ihr, erwiderte jener gefaßt; sage ihr, ich sey mit des Seilers Tochter vermählt worden, und du habest auf meiner Hochzeit getanzt.

Wunderbare Erhaltung.

(Mit einer Abbildung.)

In der Stadt Görlitz in der Lausitz, welche vormals zu Sachsen gehörte, nunmehr aber preussisch ist, ereignete sich vor langen Jahren ein merkwürdiger Fall von Menschenhaltung, welcher fast an das Unglaubliche gränzt, und anzeigt, daß bey Gott kein Ding unmöglich ist, und daß er thun kann über menschliches Erwarten und Begreifen.

Sie liegt an dem Flusse die Meise, welche nah daran vorbeyst fließt. Als einstmals die schöne alte Sanct Peter- und Paulskirche daselbst ausgebessert wurde, sollte auch unter andern Reparaturen ein neuer Knopf auf den ziemlich hohen Thurm derselben gesetzt werden. Ein solches Geschäft ist bekanntlich nicht leicht und erfordert Muth und Geschicklichkeit. Darum meldete sich der junge mannhafte Sohn eines dortigen Zimmermanns, daß man ihm dieses gefährliche Geschäft übertragen sollte, um dadurch sein Probestück zu machen und in die Kunst der Zimmerleute und Schieferdecker als Meister aufgenommen zu werden. Es war ein schöner heiterer Tag; unten stand eine Menge Zuschauer versammelt und unter ihnen der alte Vater des jungen Mannes, der sein Meisterstück machen sollte. Aller Augen waren theilnehmend und neugierig nach der Spitze des Thurmes gerichtet, nach welcher eben der junge Meister mit einem Flaschenzuge sich emporwand, seinen hülfreichen Gesellen zur Seite. Der Knopf wurde empor gezogen; kühn und unverzagt mit dem Zimmerbelle in der Hand nahm der wackere Arbeiter seinen hohen Standpunkt ein, und machte mit geschickter Geschäftigkeit die Vorarbeiten zur Vollendung des Werkes. Mit verdoppelter Aufmerksamkeit und gespannter Theilnahme schaute der greise Vater,

ein erprobter und gewandter Geschäftsmann, hinauf, indem er nunmehr auch auf der Zinne des Thurmes stehend mit rathendem Worte das gefährvolle Geschäft zu leiten suchte. Schon saß der Knopf an seiner Stelle, schon wollte der junge Meister den letzten Streich mit dem Belle zur Befestigung desselben thun, als dieser auf einmal zur Seite nach dem Flusse schauend von der Zinne herabrief: Vater, ich sehe zwey Meisen! Der Schwindel hatte ihn ergriffen, welcher das Auge die Gegenstände doppelt sehen läßt. Nun war er unrettbar verloren. Kaum hatte der sachkundige Vater noch Zeit, der wohl wußte, was es galt, ihm im Verzweiflungstone die Worte: Gott sey dir Sünder gnädig! zuzurufen, als das junge Mann krampfhaft das Beil fassend raselnd von der furchtbaren Höhe herunter stürzte. Schauer ergriff alle Umstehenden; doch ihn hat Gott erhalten. Von der Thurmspitze herunterstürzend fiel er gleitend auf das Dach der Kirche, das scharfe Beil von nervigter Faust im Todeskrampfe festgehalten, stug tief ein, gleichsam wenn ein Anker von Gottes Hand geführt im hohen Luftmeere seinem Lebenshisse die letzte Rettung schenken wollte. Dort hielt er sich so lange fest, bis man ihm Rettung bringen konnte und er den festen Boden wieder erreichte.

Das Alter der Bäume.

Wenn der schriftkundige Leser in den Büchern der alten Zeiten liest, z. B. in den Büchern Moses, die schon vor etwa 5000 Jahren geschrieben sind, und uns unter andern die Schöpfungsgeschichte der Erde, sammt Allem, was darinnen ist, erzählen, so ergreift ihn eine unwillkürliche Ehrfurcht vor solchem Alterthum, und er denkt sinnend zurück an die Zeiten und Menschen, die da waren, an die großen Begebenheiten und Veränderungen darinn, und vergleicht Alles mit dem, was jetzt ist und geschieht. Schon ein altes Buch, das gedruckt war, ehe des geneigten Lesers Vater oder Großvater geboren worden; ein Haus oder Schloß, dessen Fahrzahl in die Zeit des dreißigjährigen Kriegs oder in die Tage Luthers zurückweist; eine Linde, an der schon Gös von Verlichingen, die letzte Zierde der alten eisernen Ritterzeit,

Schiffmann,
auf der Höhe
dem Wirt
den Juden
Dalle, (für
den Einfluß
selben thun,
nach dem
Brief: Wo
Schwindel
ge die Be-
we: er un-
schuldig
es es gut,
ma: Gott
den, als
Bel ist
Höhe ge-
ale Umfö-
Von der
er gleich
Hofe Weil
se festge-
ein Unter
Kwimmere
schenen
ist, bis
er den

den Bö-
den Bö-
Zahen
eren die
Wiem,
igen eine
Kerzjan,
zeiten und
osen Wo-
ann, und
i und ge-
gelobt
der Dros-
Schloß,
iheligen
Kreuzist;
Chingen,
itterzeit



Rheinländischer Hausfreund. 1832.

vorbergeritten, wie eine zu Neustadt an der Linde im Württembergischen noch steht — alle diese Gegenstände aus der Vorzeit erwecken in uns ein Gefühl wehmüthiger Erinnerung, — und wir versetzen uns im Geiste in die Zeiten unserer Väter zurück. Wenn uns nun schon eine alte Ruine aus den Mitterzeiten, die ihre 609 Jahre zählt seit ihrer Gründung, oder eine 600jährige Eiche ehrwürdig dünkt, was wird der geneigte Leser erst sagen, wenn ihm der Hausfreund Bäume nahhaft macht, die jetzt noch stehen und grünen, und worunter fast der Urvater Adam und die Urgroßmutter Eva noch im Schatten gesessen haben könnten, wenn die Bäume nämlich im Paradies gestanden hätten, denn der Zeit nach fehlt nicht viel daran, obgleich seitdem fast 6000 Jahre verfloßen seyn sollen!

Der geneigte Leser wird denken: der Kalendermacher macht nicht blos Kalender, sondern auch Wind, nicht nur in der Wetterprophetzung im Kalender, und diesmal hat er die Waaden besonders voll genommen. —! Gleichwohl der Hausfreund steht seinem Wort. Der Leser mag nun selbst urtheilen und dann glauben, was er will. Auf ein wenig minder oder mehr kommt's ja in Glaubenssachen nicht an. — Wir wollen das Nähere darthun. — Jedermann weiß, daß, sobald ein Baum durchgesägt worden, man in demselben eine Menge Kreise oder Ringe bemerkt, die sich gegenseitig umschließen, von denen also jeder den andern an Umfang übertreffen muß, je mehr er sich der Rinde nähert. Diese Ringe unterscheiden sich durch eine dunklere Schicht. Man vermuthete, daß sich alljährlich ein solcher Ring zwischen Stamm und Rinde bilde, und daß also in jedem Jahre eine Schicht entstehe.

Obgleich mehrere Naturforscher diese Angabe nicht gelten ließen, sondern als unrichtig verwarfen, so ist sie dennoch seit mehreren Jahren durch genaue Beobachtungen als richtig bestätigt worden. Man schnitt nämlich Buchstaben in einen Baum, um späterhin sein Alter nach der Zahl der Schichten zu berechnen, die diese Buchstaben bedeckten. Ein Herr Professor Laurell machte im Jahr 1748 den Versuch an zwei Buchen, von denen die eine 1756, die andere 1764 gefällt wurde. In beiden Bäumen war die Inschrift mitten im Holze, aber

man konnte nicht genau die Ringe zählen, weil Laurell, statt die Buchstaben in die Rinde zu schneiden, die Rinde zuerst abzuschält, und so dann seine Inschrift in das Holz geschnitten hatte. Dadurch aber war eine Verlesung am Baum entstanden, die nur mit Mühe sich verschlossen hatte und verwachsen war und die regelmäßige Bildung der Ringe, Jahr für Jahr, konnte nicht mehr Statt finden, also auch keine genaue Rechnung gehalten werden. Man muß zu solchem Zweck den Einschnitt bloß in die Rinde machen.

Zu Halsingbord in England wurde im Jahr 1828 ein Baum gefällt, in welchem man, als man ihn spalten wollte, auf einem der inneren Ringe folgende Inschrift fand:

F. M.

D. 21.

J.

1817.

Die Inschrift war also 1817 gemacht, folglich mußte der Baum über der Inschrift bis 1828 zehn Ringe haben, wenn obige Regel richtig seyn sollte. Bei genauer Prüfung des Holzstückes erkannte man, daß der innerste Ring der von 1817 war. Darüber fand man nur neun Ringe, aber der nächste an der Inschrift ist breit und braun und muß also zwei Jahre andeuten; er scheidet sich in der That auf beiden Seiten der Inschrift in zwei ganz verschiedene Lagen. Bemerkenswerth ist übrigens auch die ungleiche Breite der Ringe. Der äußerste derselben, zunächst der Rinde,

	also von 1827	hat 1 Zoll 2 Linien,
der zweite	1826	" — " 9 "
der dritte	1825	" 1 " 9 "
der vierte	1824	" 1 " 5 "
der fünfte	1825	" 2 " — "
der sechste	1822	" 2 " — "
der siebente	1821	" 2 " — "
der achte	1820	" 2 " — "
der neunte	{ 1819 } 1818	" 2 " — "

Nach obigem Ergebniß scheint es, daß die Jahre 1824 und 1826 dem Wachsthum wenig günstig gewesen sind, was sich wenigstens für das Jahr 1826 durch die in demselben herrschende große Trockenheit erklären läßt. Diese Erfahrungen liefern also den Beweis, daß die Bäume jedes Jahr einen Ring oder eine neue

Schicht ansetzen; der geneigte Leser kann es selbst auf eine Probe ankommen lassen, aber so, daß es nicht schadet.

Wo aber, fragt nun der Leser, wachsen denn die Bäume, welche bis gegen Adams Zeiten hinaufreichen sollen?

In Afrika findet sich eine Baumgattung, der Baobab genannt, welche bis dato für die ältesten und stärksten auf dem Erdboden gelten können, diejenigen nicht gerechnet, die man noch nicht kennt, wie sie vielleicht im Innern von dem noch fast unbekanntem Welttheile Neuholland, gefunden werden dürften; man hat schon schöne Spuren davon. Wir wollen aber jetzt nur von dem Baobab reden. Ein Engländer, Namens Adamson, der im Jahr 1749 in Afrika reiste, sahe auf den Magdalenen-Inseln, nahe am grünen Vorgebürge im Atlantischen Weltmeere bei Afrika, mehrere Baobabsbäume, auf welchen Buchstaben eingeschnitten waren, die aus dem höchsten Alterthum herzurühren schienen. Ein anderer Reisender mit Namen Tevet hatte die nämlichen Inschriften schon im Jahr 1555 gesehen, wo sie noch so lesbar waren, daß man die Namen von Reisenden, die 200 Jahre früher da gewesen waren, deutlich entziffern konnte. Adamson bemerkte, daß Anno 1749, wo er dort war, diese Bäume sechs Fuß im Durchmesser hatten, und schließt daraus mit Wahrscheinlichkeit, daß sie 1555, nach den von Tevet hinterlassenen Andeutungen, drei bis vier Fuß gehabt haben mochten. Man denke sich vorerst nur einen solchen Riesenbaum, der sechs Fuß oder ein Klafter dick ist, so will das schon viel sagen. Wenn aber nicht nur Adamson, sondern auch spätere Reisende versichern, daß sie dafselbst Bäume von 27 bis 30 Fuß im Durchmesser gefunden haben, so sieht dem Beschauer fast der Verstand still, wenn er solche Riesen der Vorwelt noch in frischer Kraft grünen und blühen sieht, die schon zur Zeit Metusalems geblüht haben müssen, wie alle vernünftige Berechnung zeigt. Sie rechnen nämlich so: Der Baobab hat im ersten Jahre seines Wachsthum einen Zoll im Durchmesser, im zehnten einen Fuß, im dreißigsten höchstens zwei Fuß. Nach diesem zunehmenden Verhältniß muß also ein solcher Baum, der dreißig Fuß Durchmesser hat, nicht weniger als 5150 Jahre alt seyn, und

folglich beinahe bis zu der Zeit hinaufreichen, in welcher die hebräischen Bücher die Schöpfung der Welt feststellen. Die Bäume scheinen keineswegs abgelebt, was wie ein Wunder erscheint, sondern in ihrer vollen Stärke. Dieses Alter, wie ungeheuer es auch scheinen mag, darf man dennoch nicht als unmöglich betrachten. Die Thiere und der Mensch tragen ihre Natur nach schon den Keim ihrer eigenen Zerstörung in sich, weil sich bei ihnen niemals neue Adern, neue Lungen, neue Gefäße bilden, wenn die alten einmal abgenutzt sind. Bei den Bäumen hingegen erzeugen sich beständig neue Gefäße, und neue Theile ersetzen diejenigen, welche nicht mehr dienen können. Jedes Jahr erzeugt sich eine neue Organanlage bei den Bäumen zwischen der Rinde und dem Holz, während die innern Lagen allmählich absterben; neue Blätter ersetzen jedes Frühjahr die im Winter abgefallenen.

Wenn man also annehmen kann, daß der Baobab, welcher nur in Afrika wächst, bei einem Stamm von 30 Fuß Durchmesser wenigstens 5000 Jahre alt ist, dann kann vielleicht dieser Riese des Pflanzenreichs, dieser älteste Sohn der Erde, uns von einigem Nutzen seyn, um das wirkliche Alter der gegenwärtigen Erdoberfläche auszumitteln. Man könnte sich, wenn man gehörig darauf Acht haben wollte, von Jahr zu Jahr und von Jahrhundert zu Jahrhundert und vielleicht von Jahrtausend zu Jahrtausend, dieser Bäume auch als geschichtlicher Denkmäler und Ueberlieferungsmittel bedienen, die vielleicht dann noch zeugen und reden könnten von der Vergangenheit, wenn alle Bücher und Papiere und Pergamente ein Raub des Moders geworden und die Inschriften der Steine verwischt sind. Denn von den Gesetztafeln Moses blieb keine Spur zurück und von der Handschrift der Evangelisten ist kein Buchstabe auf unsere Zeiten gekommen, ob es gleich noch nicht zweitausend Jahre sind, seitdem sie geschrieben haben. Wohl aber könnte man eher in dem Stamme der ältesten Ceder des Libanon noch irgend einen theuern oder bekannteren Namen finden, wenn der Zufall es wollte.

Unterschied der Geister.

Welch ein großer Unterschied ist zwischen großen und kleinen Geistern, zeigt sich in einer schon bekannten Anekdote Friedrichs des Großen. Mit eigener Hand hatte er die Geschichte des weltgeschichtlich berühmten siebenjährigen Krieges geschrieben. Man weiß, daß er wenig Zeit von Geschäften sich übrig ließ und daß ihm Tag und Nacht gleich war, wenn es galt; aber ihm galt es immerdar. Also hatte er alle Nebenstunden seiner Muse benützt, um jene denkwürdige Geschichte zu schreiben. — Durch Unvorsichtigkeit eines Dieners, welcher einen überhängenden Kronleuchter nicht pußte, verbrannte die Handschrift zu Asche. Als der Woge eben da der König zur Thüre hereintrat, demselben zu Füßen fiel und um Gnade stammelte, weil er des großen Friedrichs eigene und einzige Handschrift von der Geschichte des 7jährigen Kriegs vernichtet hatte, sagte Fritz, wie ihn seine Soldaten nannten, Du auf Du, ganz kurz: „Also schreibe ich diese Geschichte noch einmal!“

Jeder Buchstabe dieser Handschrift des Königs wäre wohl für Mit- und Nachwelt merkwürdig gewesen, aber sie verbrannte, ohne daß er sich erkürzte.

Dagegen ließ der Vice-Stabhalter von Rangingen den Boten eine Stunde einsperren, weil er ihm einen Flecken auf seinen Amtsbericht gemacht hatte. — Das ist der Unterschied zwischen großem und kleinem Gemüth.

Wer Großes in sich hat, der sucht die Rache nicht,

Er ist erhaben doch, was auch die Kleinheit spricht.

Er ruft keine Rachegeister

Durch Mund- und Federkräfte auf!

Ist er nur in sich selber Meister,

So ist auch frey sein Erdenlauf.

Der Kleine handelt klein, und wär er noch so groß —

Der Große handelt groß, und ist auch klein sein Loos.

Großer Fall ohne Schaden.

Als Anhang zu der erzählten merkwürdigen Lebenderhaltung in Grlitz wollen wir hier noch eines der merkwürdigsten Fälle gedenken,

der sich im Badischen Lande in diesem Jahre zugetragen. Es war am 6. Juli d. J., als der Maurermeister Zibold von Egringen mit einem Gesellen auf einem Gerüste stand, welches 70 Fuß hoch am Thurme zu Wollbach im Randerthale angebracht war, um denselben auszubessern. Die Anstalten waren wohl getroffen, es galt ja der Arbeiter eigenes Leben. Es rückte sich aber ein Stein, woran der Flaschenzug angebracht war; er fiel herab und schlug das Gerüste zusammen und beyde, Meister und Geselle, stürzten von der schwindlichen Höhe herunter. Der Geselle hat nichts mehr berichten können, denn er blieb todt; wehrscheinlich hat ihn auch noch ein Stück des Gerüsts oder ein Stein getroffen. Der Meister aber stürzte seine 70 Fuß tief auf Gottes Erdboden nieder und kann nicht mehr genau angeben, wie schnell die Reise gieng; er war auf die rechte Seite gefallen und hatte nur ein kleines Bein am Arm gebrochen. Er stand bald wieder auf und nahm ein Kind, das nicht weit davon stand, an der Hand, indem er sagte: „Komm, wir wolley gehen, es könnte noch etwas nachfallen.“ Das heißt doch auch ein Fall, den in tausend Jahren vielleicht keiner nachfallen wollte, auf Nisisko hin, man mag ihn nun auch Zufall oder Niederfall nennen. Aber Einer lenkt die Zufälle, wie diese Geschichte beweist.

Gute, menschenfreundliche Pflege brachten den Gefallenen bald wieder zurecht. Der Muskelweir, der allein in Wollbach wächst, that auch seinen Theil, und selbst der gute Herr Pfarrer hat den seinen nicht gespart, um einen so wunderbar erhaltenen Patienten zu heilen und zu stärken; denn er hält auch solchen, und nicht vom Schlechten. Der Hausfreund kennt ihn.

Eine Scene aus Otto von Kogebue's letzter Reise um die Welt.

(Mit einer Abbildung.)

Der russische Flotkapitän, Otto von Kogebue, ein Sohn des 1819 in Mannheim durch Sand ermordeten Russischen Staatsraths August von Kogebue, hat schon dreimal die Reise um unsern Erdball oder, wie man sagt, um die Welt gemacht. Das erstemal, 1807 unter dem Admiral Krusenstern, als Secofficer;

das zweitemal vertraute ihm Kaiser Alexander ein eigenes kleines Schiff, *Nurik*, an, mit etwa 30 Mann Besatzung und etlichen Kanonen ausgerüstet. Auf dieser zweiten Reise entdeckte er 1816 eine bis dahin noch unbekannte Inselkette im stillen Meere, die von ihren Bewohnern *Nadal* genannt wird. Die dunkelbraunen, großen und schöngebildeten Einwohner dieser Insel sind sanft, freundlich und angenehm, besonders zeichnet sich das weibliche Geschlecht durch Schönheit aus, aber auch durch Schamhaftigkeit und Bescheidenheit, sogar vor den so berühmten Einwohnern *Diabell's*; sie scheinen ein anderer Stamm zu seyn. Der Häuptling der ganzen Inselgruppe hieß damals *Narik*; ihn und noch einen Eingebornen dieser Inseln, Namens *Lagedial*, hatte *Kogebue* besonders lieb gewonnen. Nach der Sitte des Landes vertauschten sie, als treue Freunde, ihre Namen, und *Kogebue* hieß *Narik*, wofür *Narik* den Namen *Kogebue* annahm. Es muß wirklich ein eigenes Gefäß seyn, wenn einmal ein deutscher Weltumsegler auf jenen Inseln landet und unverhofft mitten im Weltmeere einen Enkel oder Urenkel jenes *Narik-Kogebue* kennen lernt und findet dieselbe Liebe und Freundschaft, wie jener sie fand, viel tausend und tausend Meilen vom Vaterlande, wo nur selten ein deutscher Name gehört wird, wie einst im kleineren *Maafstabe* der *Fal* war bei *Franz Anton Egertmaier* aus *Bretten*, *Schneidermeister* in *Asien*, wo unsere *Badischen* Officiere so gute Aufnahme fanden, wer sich noch erinnert. — Jene *Infulaner* konnten aber den Namen *Kogebue* nicht vollständig aussprechen, weil ihre Sprache gar einfach ist, sondern sagten nur: „*Torabu*“ und dieser Name war ihnen gar lieb bei ihrem Oberhaupte *Narik*. Mit Schmerz schied das Schiff *Nurik* von ihnen, im J. 1816, und keiner dachte sie wieder zu sehen; — denn wer kann seine Freunde so leicht wieder besuchen, wenn er mit Kosten von Hunderttausenden und nur unter den größten Gefahren sich wieder bei ihnen einzufinden kann weit über dem Weltmeer? Der brave *Otto von Kogebue* aber hatte sich durch seine Kühnheit, Geschicklichkeit und Anspruchslosigkeit so sehr empfohlen, daß Kaiser *Alexander* ein drittes Schiff für ihn ausrüsten ließ, ganz neu gebaut, mit allen Mitteln für eine so große Reise versehen,

24 Kanonen und 115 Mann Besatzung. Das Schiff war also bedeutend größer, als der *Nurik*, und ward auf russisch genannt die „*Propriatie*“, zu deutsch: die Unternehmung. Ausgezeichnete Männer, Officiere und Gelehrte, begleiteten ihn. Am 14. Juli 1823 segelte das Schiff unter *Kanonendonner*, in Gegenwart des Kaisers, von *Kronstadt*, dem Hafen von *Petersburg*, ab. Seinen edeln Beschützer *Alexander* aber fand *Kogebue* bei seiner Rückkehr nicht mehr am Leben; er erfuhr seinen Tod am 29. März 1826, als er bei *St. Helena* landete.

Nun wollen wir nur noch kurz die Scene beschreiben, die auf unserem Bilde gezeichnet ist, als *Kogebue* zum zweitenmale die *Nadal-Inseln* im Jahre 1824 besuchte. Nach einer Abwesenheit von 8 Jahren sah er sein geliebtes *Nadal* wieder, wo er unter den gutmüthigsten *Naturkindern* mehrere Wochen sehr angenehm verlebt hatte. — Den sehnsüchtig-spähenden Blicken der Schiffer zeigte sich bald das lustige *Palmenwäldchen* auf der Insel *Didia*; wo *Narik* sich aufgehalten hatte. Aber bei der Annäherung der großen dreimastigen Fregatte von 24 Kanonen, die gegen den kleinen *Nurik* so mächtig abstach, flohen alle Bote eilig in die Bucht, *Weiber* und *Kinder* furchtsam in die Wälder, weil sie in diesem Schiffe ihre alten Freunde nicht wieder erkannten. Nur einzelne Männer stellten sich mit Speeren am Ufer auf, um ihren Heerd zu vertheidigen. *Kogebue* kannte seine furchtsamen Freunde wohl und suchte alle Mittel hervor, sich ihnen zu erkennen zu geben. Aber das Schiff, das sie jetzt sahen, mußte ihnen im Vergleich mit dem ersten ganz ungebeuer erscheinen, und sie konnten leicht auf den Gedanken kommen, daß es eine andere, ihnen noch unbekannt, feindselige Menschengattung trüge. Je mehr die russische Fregatte sich näherte, je größeren Schrecken verbreitete sie auf allen Inseln, an denen sie vorbeikam; alles floh in die Wälder. Die meisten dieser *Korallen-Inseln* bilden ein *Bassin* oder eine Bucht; dort fuhr das Schiff bei der Insel *Ormed* hinein, denn der *Wind* wehte von *Didia* her, und sie konnten sich nicht nähern. Einzelne Bote flogen ängstlich am Ufer hin und her, um alle Eingebornen von der drohenden Gefahr zu unterrichten; keines aber wagte

sich dem Schiffe zu nähern. — Endlich erblickten die Seefahrer einen Zug von Insulanern, die mit Palmenzweigen, als Friedenszeichen, geschmückt waren. Die Freunde hatten sich endlich in ihr Schicksal gefügt und der Gewalt nachgegeben, und brachten auf Stangen und in Körben Kokosnüsse und Früchte zum Opfer dar. Am Mittag ließ der Flottkapitän Kozebue auf der nämlichen Stelle die Anker fallen, wo vormalig der Nuri gestanden hatte und segelte nur mit seinem, in diesem Jahre 1831 verstorbenen Freunde, Dr. Eschscholz, von zwei Matrosen begleitet, in einem kleinen Boote dem Lande zu, um die guten Insulaner nicht durch große Begleitung zu erschrecken, gerade auf Narika's Wohnung zu. Kein Mensch war zu sehen. Endlich ließ sich ein Kahn, mit drei Männern besetzt, erblicken, der ihnen aber hart an's Ufer gedrängt, ängstlich auswich. Obgleich er ihnen mit einem weißen Tuche zwinkte, suchten sie gleichwohl zu entfliehen, bis er sie endlich mit einem Worte festhielt, indem er ihnen zurief: Totabu, Totabu! wie sie seinen Namen geradbrecht hatten. Dieser Ruf wirkte; als sie eben im Begriff waren, sich durch Schwimmen zu retten, standen sie bei diesem Zauberworte starr und staunend, und eine unverkennbare Freude zeigte sich in allen Mienen. — Totabu, Aldarah! rief er ihnen nochmals zu; — Aldarah aber heißt dort: Gut Freund, und er hatte dies Wort schon früher bei ihnen gelernt. — Nun ertöntem ihre Stimmen im höchsten Freudentone dem Lande zu: Totabu, Totabu, um alle ihre Genossen von der Ankunft des theuern, alten Freundes zu benachrichtigen. Sie schwammen an's Land und wiederholten ihren Ausruf unaufhörlich. Eine Menge Einwohner, hinter den Gebüsch versteckt, kam nun zum Vorschein und Jubel und Freude erfüllte das Ufer. Viele kamen bis an die Hüften im Wasser gehend auf sie zu, um sie früher zu bewillkommen. Alle kannten nun ihren Kozebue wieder, den sie Narik nannten, wie er seinen Namen ausgetauscht hatte. Auch den Dr. Eschscholz erkannten sie sogleich wieder. Vier Insulaner hoben nun den Kapitän Kozebue aus dem Boote und trugen ihn unter lautem Jubelgeschrey an's Land, wo sein Freund Kagebiak ihn mit offenen Armen erwartete und an seine

Brust drückte. Jetzt erschollen im Walde die kräftigen Töne des Muschelhorns, und die Freunde kündigten ihnen die Ankunft Totabu's, d. h. Narika's, an, der in vollem Lauf auf ihn zukam und auf alle mögliche Weise seine Freude an den Tag zu legen suchte.

Dieser Eindruck machte dieser Willkomm auf die Europäer, die nach mehreren Wochen endlich wieder ihre armen, halbnaakten Freunde verlassen mußten; aber ihr Andenken tragen sie beständig im Herzen.

Edelmuth.

Auch wo es um Leben und Tod sich handelt, darf der brave Mann sich nicht besinnen oder anstehen, den rechten Weg einzuschlagen, selbst wenn er zum sichern Tode fährt.

In den stürmischen Zeiten der ersten französischen Revolution hatte ein junger Franzose, Namens Adam, das traurige Schicksal, seiner lebenswürdigen Gattin aus den Armen gerissen, aus einem Gefängniß in das andere geschleppt und zuletzt nach Paris in den Palast von Luxemburg, wo die Guillotine aufgestellt war, gebracht zu werden. Einst, um Mitternacht rief man ihn in die große Gallerie hinunter, wo er eine, leider! nur zu zahlreiche Gesellschaft bereits versammelt fand. Mit einem von Sorgen belasteten Herzen stellte sich Adam in einen Winkel; er dachte des schrecklichen Augenblicks, wo seine Gattin und seine Kinder die Nachricht von seiner Hinrichtung durch die öffentlichen Blätter erhalten würden. — Aldahlich fühlte er einen sanften Schlag auf die Schulter; er sah sich um, und ein kleiner, untersefter Mann bat ihn um seinen Namen. — „Adam heiße ich,“ sagte dieser. — „Richtig! so habe ich mich doch nicht geirrt. Dich suchte ich eben. Du bist ein Thor! gehe nach Hause und schlafe aus!“ — „Ich kenne dich nicht,“ erwiderte Adam; „aber dein Scherz ist eben so unzeitig, als grausam; laß mich!“ .. „Rein, nein!“ rief der kleine Mann mit dem Lachen verzeißungsvoller Entschlossenheit — „wisse: mich, nicht dich, wollen unsere Bürger ihrer Freiheitsgöttin opfern; auch ich nenne mich Adam. Und ein Schurke müßte ich seyn, — nicht wäre ich, unsers Königs Flagge: sig-



Malte de
und die
Zofals,
auf auf im
eine Freute

Wem
Wden
Freunde
in mögen

is sich hat
ist können
wirdlagen,
er.

rien feen
Frangst,
el, sein
en geizen,
geschlept
ik von zu
helt war,
Witternigt
hannet,
che Gefe-
einem
ist Wam
indischen
er Kinder
durch die
— Pfla-
auf die
einer, wa-
namen, —
Wichtig!
Dich lufte
nach Hause
bis ich
er ist ein
mit dem
heit —
Wogen
ich wenn
ich lufte,
kange ist

reich nach beyden Indien geführt zu haben, wenn ich mein Leben einem Mißverständniß verdanken wollte." In sich selbst versunken, hatte der unglückliche, junge Mann auf die letzten Worte des Unbekannten nur wenig Aht gegeben. Der Commissär erschien mit der Todtenliste in der Hand. Sämmtliche Anwesende mußten sich in Reihe und Glied stellen. — Jetzt erscholl der Name „Adam!“ — Welcher? (fragte der kleine Mann) es giebt deren zwey hier.“ — „Der Schiffskapitän“ antwortete der Commissär. — „Stiehst du nun,“ sagte dieser, indem er seinen Namensverwandten zurückstieß, „.... „Bürger-Commissär, ich bin dieser Adam. Befiehl diesem andern Adam, sich ins Bette zu verfügen. Der alberne Mensch hätte beynahe den unbefonnenen Streich begangen, sich an meiner Stelle guillotiniern zu lassen.“ Betäubt vor Freude und Schmerz umarmte Adam den edeln Schiffskapitän, der zwölf Stunden nachher nicht mehr lebte.

Wer sein Leben auf eine schlechte Weise oder durch ungerechte Mittel erhalten will, der wird's verlieren; wer es aber verliert nach Gottes Schluß und ohne Murren, der wird es erhalten in Ewigkeit, auch wenn ihm Unrecht von Menschen geschieht. Es giebt nämlich zwey Leben, ein vergänglich und ein unvergängliches, ein irdisches und ein himmlisches, ein wahres und ein falsches. Leider verlieren die Menschen über dem irdischen nur zu oft das himmlische, das ewige Leben!

Der Name des edeln Schiffskapitäns Adam wird leben, so lange eine Nation auf Erden. Nachricht von ihm hat und dort oben steht er im Buche der Edeln geschrieben, die nicht für diese Welt mit Schande leben wollten.

Belehrung und Ueberzeugung durch handgreiflichen Beweis.

Ein Indianer gieng einmal zu einem Derwisch (Priester) und legte ihm drey Fragen vor. Die erste: Warum sagt ihr, daß Gott allgegenwärtig sey? — Ich sehe ihn ja nirgends; zeigt mir Ihn einmal, wo Er ist. Die zweyte: Warum soll der Mensch wegen seiner Sünden gestraft werden, da doch alles, was er thut, von Gott herkommt? Der Mensch hat keinen freyen Willen, denn er kann nichts

thun, das dem Willen Gottes zuwider ist; und hätte er Macht, so würde er alles zu seinem eigenen Vortheil thun. Die dritte Frage: Wie kann Gott den Satan im höllischen Feuer strafen, da er doch aus demselben Element gebildet ist, nämlich aus Feuer; und welchen Eindruck kann das Feuer auf sich selbst machen?

Der Derwisch nahm, statt aller Antwort, einen großen Erdschollen und warf ihn damit an den Kopf. Der Mann lief zum Kadi (Vollrichter) und sagte zu ihm: „Ich legte einem Derwisch drey Fragen vor, der mich mit einer Erdscholle so an den Kopf warf, daß ich heftige Schmerzen daran leide.“ Der Kadi ließ den Derwisch kommen und fragte ihn: „Warum habt ihr diesen Mann mit einer Erdscholle an den Kopf geworfen, anstatt ihm auf seine Fragen zu antworten?“ Der Derwisch erwiderte ganz ruhig: Die Erdscholle war eine Antwort auf seine Fragen. Er sagt: er habe Schmerzen im Kopf. Er soll mir einmal diese Schmerzen zeigen. Kann er dies, so will ich machen, daß er Gott sieht. Und warum bringt er bey Euch eine Klage gegen mich vor? Da doch, nach seinen Grundsätzen, das was ich that, Gott gethan hat. Ich warf ihn ja nicht ohne den Willen Gottes, und habe, wie er selbst gesagt hat, keinen freyen Willen. — Und da er aus Erde zusammen gesetzt ist, wie kann er von demselben Element Schmerzen leiden? — Der Mann war beschämt, und der Kadi mit der Antwort des Derwisch vollkommen zufrieden. — So kann man vorwitzige Thoren heimtschicken, die nicht aus Liebe zur Wahrheit fragen, sondern andere in Verjuchung zu führen.

Das Scherzräthsel vom vorigen Jahr kann natürlich keinen Storch bedeuten, sondern eine Störchin, und das von wegen dem Eierlegen das dabey bemerkt ist; das weist auf ein Weibchen hin; sonst paßt Alles auf den Storch.

Dafür ein anderes:

Es ist nur ein angenommenes Kind,
Und dennoch geben Herr'n und Damen —
Wie sonderbar die Leute sind! —
Der Mutter stets des Kindes Namen.